

Feierstunde zur Neugestaltung  
des Jüdischen Friedhofs  
Lüneburg



28. Mai 2026

Jüdischer Friedhof - Fürstensaal, Rathaus

Programm und Ansprachen

# Neueröffnung des jüdischen Friedhofs Lüneburg

*Auf Flügeln des Gesanges (Mendelssohn)*

Begrüßung durch GCJZ Lüneburg und Stadt Lüneburg

Prof. Dr. Christoph Dohmen und Oberbürgermeisterin Claudia Kalisch

Grußwort von Marina Jalowaja

Vizepräsidentin des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen

Prof. Dr. Christoph Dohmen

„Haus des Lebens“ gegen das Vergessen

Ansprache von Nachfahren, Ruth Verroen

*Chassidic Kaddish*

Kaddisch, Rabbi Jona Simon

Enthüllung der Stelen zur Namensbewahrung

*Prayer (Ernst Bloch)*

Gebet Rabbi Jona Simon

*Yedid Nefesh*

*Musikalische Begleitung: Ensemble Hevenu Shalom*

(Bei allen Redebeiträgen: Es gilt das gesprochene Wort)

## Begrüßung

Vorsitzender der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Lüneburg

Prof. Dr. Christoph Dohmen

Sehr geehrte Damen und Herren,

es ist mir eine Freude und Ehre, dass ich Sie alle hier auf dem Friedhof zusammen mit unserer Oberbürgermeisterin Claudia Kalisch begrüßen darf. Wir beide stehen hier zusammen, weil der heutige Tag ein besonderer für die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und ebenso für die Stadt Lüneburg und ihre Bürgerinnen und Bürger ist.

\*\*\*

Oberbürgermeisterin der Stadt Lüneburg Claudia Kalisch

Sehr geehrte Damen und Herren,

Wir sind heute hier auf dem jüdischen Friedhof zusammengekommen, um mit vielen Nachfahren der hier Bestatteten feierlich die Neugestaltung des jüdischen Friedhofs zu begehen. Dass wir dies heute können, ist Menschen zu verdanken, für die Verantwortung kein Begriff ist, sondern eine Aufgabe.

Darum möchte ich ausdrücklich Danke sagen:

Danke - im Namen von Rat und Verwaltung der Hansestadt Lüneburg.

Danke an:

- die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit.

Ich nenne hier stellvertretend:

Prof. Christoph Dohmen, Aline Kirchner, Michael Hasenauer und Eckhard Oldenburg.

Die Ehrenvorsitzenden Harry Dörr und Hans-Wilfried Haase sowie die 2023 verstorbene Ela Griepenkerl.

- den VVN BdA Lüneburg.

- die Geschichtswerkstatt Lüneburg.

- unser Friedhofs-Team um Hans Hockemeyer und seinen Vorgänger Hans-Georg Grzenia.

- die Historikern Anneke de Rudder, die heute auch den Festvortrag im Rathaus hält und mit quasi allen Beteiligten vernetzt ist.

Und ich danke ganz besonders auch unserer Stadtbaurätin Heike Gundermann. Neben dem, was eine Dezernentin mit diesem riesigen Aufgabenbereich tun muss, war ihr die Erinnerungs-Kultur immer ein Herzensanliegen. Sei es die Synagogen-Gedenkstätte, das Ehrenmal im Tiergarten oder jetzt der jüdische Friedhof.

Nach 30 Jahren, die Heike Gundermann unsere Stadt eben auch in dieser Hinsicht geprägt hat, geht sie morgen in den Ruhestand.

Im Ruhestand ist bereits mein Amtsvorgänger. Oberbürgermeister a.D. Ulrich Mädge war immer eine treibende und tief überzeugte Kraft, wenn es um Erinnerungskultur und Aussöhnung ging.

Unvergessen ist zum Beispiel die Schalom-Woche 1995.

Der Dank gilt vor allem denen, die über Jahrzehnte Geduld hatten, die sich trotz des unendlich langen Wartens nicht von der Stadt und der Verwaltung abgekehrt haben.

Der Dank gilt Ihnen, liebe Nachfahren jüdischer Lüneburger, Ihren Familienangehörigen und auch denen, die diesen Tag nicht mehr erleben können.

Ich freue mich, Sie alle im Anschluss zum Festakt in unserem Rathaus begrüßen zu können. Dieser Festakt ist ein Dank der Hansestadt an Sie alle.

\*\*\*

Prof. Dr. Christoph Dohmen

Der Begrüßung und dem Dank schließe ich mich gerne an. Als erstes möchte ich aber Ihnen, Frau Kalisch, danken, dass wir, die GCJZ und die Stadt Lüneburg, diesen besonderen Tag für Lüneburg zusammen organisieren konnten. Dieser Dank schließt ausdrücklich die vielen Hände und Köpfe in der Stadtverwaltung mit ein, ohne die dieser Tag nicht möglich geworden wäre; stellvertretend nenne ich Frau Gunderman, Herrn Hockemeyer, Frau Horn und Herrn Backhaus. Sie und andere waren immer zur Stelle, wenn es Schwierigkeiten gab.

Für die stete Begleitung bei der Planung danke ich Herrn Rabbiner Jona Simon und Herrn Gideon Riethmüller vom Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen. Es ist uns eine besondere Ehre, dessen Vizepräsidentin, Frau Marina Jalowaja heute hier begrüßen zu können. Danke, dass Sie gekommen sind und gleich zu uns sprechen werden. Herrn Michael Fürst, dem Präsidenten des Landesverbands, rufe ich von hier aus ein *ad me`a we`ásrim* „bis 120“ zu, denn er feiert heute seinen 79. Geburtstag.

Dass die beiden Ehrenvorsitzenden unserer Gesellschaft, Harry Dörr und Hans-Wilfried Haase alters- bzw. krankheitsbedingt nicht hier sein können, bedauern wir sehr. Vor allem Hans-Wilfried Haase hat zusammen mit dem früheren Vorstand den ersten Teil des Projektes „jüdischer Friedhof“ gestemmt, sodass 2024 schon die renovierte Trauerhalle dem Landesverband übergeben werden konnte.

Sie sehen, dass heute auf dem Friedhof noch nicht alles so ist, wie wir es geplant und gewünscht haben. Das ist einzig und allein Folge des Wetters – von Januar bis Mitte März hat ein für Lüneburg ungewöhnlicher Winter mit Schnee und Frost die Arbeiten auf dem Friedhof unmöglich gemacht und der Regen der vergangenen Wochen hat sie, als sie endlich beginnen konnten, erheblich erschwert. Wenn das Wichtigste doch zum heutigen Tage fertig geworden ist, dann haben wir das dem Einsatz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Firma Hoppe und dem Team von Steinmetz Mencke zu verdanken. Letzteres hat nicht nur kompetent Stelen und Grabsteine bearbeitet, sondern sich mit großem Feingefühl angesichts der Würde dieses Ortes trotz des Zeitdrucks geradezu liebevoll um jedes Detail gekümmert.

Ohne finanzielle Unterstützung wäre das Ganze auch nicht zu realisieren gewesen. Die Stadt Lüneburg hat neben der erwähnten fachlichen und sachlichen Unterstützung auch einen namhaften Teil der Kosten getragen. Die VGH-Stiftung hat großzügig Fördermittel bereitgestellt. Herr Henning Claassen hat uns durch eine namhafte Spende im entscheidenden Moment den Rücken freigehalten. Zu nennen sind aber auch die vielen kleinen und großen Spenden aus den Kirchengemeinden und der Stadtgesellschaft – sie sind ein Zeichen, dass viele Menschen in der Stadt verstanden haben:

Jüdisches Leben ist Teil der *Stadtgeschichte* und bleibt es für unsere Gegenwart und Zukunft.



Christoph Dohmen

## **Haus des Lebens – gegen das Vergessen**

Die jüdische Kultur hält viele unterschiedliche Bezeichnungen für den Friedhof bereit, was an sich schon auf die besondere Bedeutung der Friedhöfe hinweist. Grabstätten sind für die Ewigkeit und sollen nie aufgelöst werden. Selbst wer nicht mehr am Ort der Gräber lebt, bleibt durch die Gräber, die immer wieder aufgesucht werden, mit seinen Vorfahren und diesem Ort verbunden. Eine der vielen Bezeichnungen für den Friedhof lautet „Haus der Gräber“; wobei die hebräische Bezeichnung *bet ha-qewarot* phonetisch *qæwær `awot* „Grab der Väter/Eltern“ anklingen lässt und damit die besondere Beziehung zu dem Friedhof zum Ausdruck bringt, auf dem die eigenen Vorfahren ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Vor diesem Hintergrund muss ein Brief von Max Sonn, dessen Vater 1918 in einem Lazarett in Lüneburg verstorben ist und auf dem hiesigen Friedhof bestattet wurde, verstanden werden. 1963 kam er aus den USA, wohin seine Mutter mit ihren vier Kindern 1934 emigriert war, nach Lüneburg, um, nachdem er die Gräber anderer Verwandte in Harburg und Hamburg aufgesucht hatte, das Grab seines Vaters in Lüneburg zu besuchen.

„Ich hatte einen 4000-Meilen-Flug gemacht“ schrieb er wenig später an den Lüneburger Stadtrat „um nach 28 Jahren ein Gebet am Grabe meines Vaters zu sagen. Dann wurde mir die unmenschliche Nachricht mitgeteilt, dass der jüdische Friedhof von den Nazis zerstört wurde und dem Erdboden gleichgemacht. Da war eine Frage, die ich mir nicht beantworten konnte! Warum die Zerstörung des Friedhofs in Lüneburg und nicht in Hamburg und Harburg?“

Seine Frage ist nicht leicht zu beantworten. In der Pogromnacht vom 9. November 1938 war der Friedhof geschändet worden, im September 1939 konnte aber noch die Bestattung von Betty Dublon stattfinden. Die systematische und vollständige Zerstörung folgte erst 1943/44. Damals hatte sich die Stadt Lüneburg das Grundstück angeeignet, alle Grabstätten sowie den Baumbestand entfernen lassen, um hier Behelfsheime für aus dem Osten geflüchtete „Volksdeutsche“ zu errichten. Die frühere Bestattungsfläche nutzte man zum Gemüseanbau und als Baumschule der Stadtgärtnerei. Nach dem Krieg ging das Grundstück mitsamt der zweckentfremdeten Trauerhalle in den Besitz der Jewish Trust Corporation for Germany über, doch die Stadt kam dem Wunsch die Behelfsheime räumen und entfernen zu lassen, nicht nach.

Max Sonn schickte nach der Rückkehr von Amerika aus ein Foto seines Vaters sowie der Grabstätte auf dem hiesigen Friedhof und teilte mit, dass seine Familie einen Gedenkstein in den USA für den Vater errichten möchte und dass er der Überzeugung sei, dass die Stadt Lüneburg es als Ehrensache betrachten würde, für die Unkosten aufzukommen. Nach einigem Zögern gab die Stadt endlich einen Zuschuss, dachte aber sogleich darüber nach, wie mit ähnlichen Forderungen anderer Nachfahren, wenn sie denn kommen, umgegangen werden sollte.

Dabei erinnerte man sich daran, dass aus der jüdischen Nachkriegsgemeinde schon seit vielen Jahren der – bisher immer zurückgewiesene – Wunsch nach einem Gedenkstein für die auf dem Friedhof Bestatteten geäußert wurde. Schon 1965 wurde dann feierlich ein Gedenkstein im hinteren Friedhofsteil, wo früher bestattet wurde, eingeweiht. Spätere Anfragen von Nachfahren der Bestatteten lehnte der damalige Stadtgarteninspektor Werner Rößner im Auftrag des Oberbürgermeisters unter Hinweis auf diesen Gedenkstein ab, wobei er offensichtlich keine Skrupel hatte, dreist zu lügen, dass der zerstörte jüdische Friedhof „auch in der Zeit vor Beginn des Nationalsozialismus nicht mehr als Friedhof benutzt wurde“. Dies schrieb er 1969; nicht einmal zwei Jahre zuvor waren beim Abriss der Behelfsheime einige Grabsteine zutage gefördert worden, die 1944 beim Bau der Behelfsheime als Fundament genutzt worden waren.

Hatte man die Räumung des Grundstücks seitens der Stadt so lange hinausgezögert, weil man um diese Grabsteine wusste? Schon 1957 bat der damalige Stadtdirektor bei einer Dezernentenbesprechung zu klären, ob die Fundamente der Behelfsheime aus Grabsteinen bestehen. Die Untersuchung sollte jedoch so vorgenommen werden, „daß nicht besonderes Aufsehen erregt wird“. Nach der Bergung dieser Grabsteine 1967 wurde eine Liste der Namen von den Grabsteinen erstellt und ein Fotograf beauftragt, alle Steine zu fotografieren. Die Fotos wurden dem Landesverband der jüdischen Gemeinden von Niedersachsen übergeben, weil dieser – seit 1955 Eigentümer des Friedhofs – entscheiden sollen, was mit den Grabsteinen geschehen solle. Nachdem Angehörige der Bestatteten gefragt worden waren, wurde entschieden, die Grabsteine wieder aufzustellen, auch wenn die dazugehörigen Grabstätten nicht mehr zu ermitteln waren.

Der Umgang mit diesem eigentlich doch sehr wertvollen Fund (auch wenn es nur 13 Grabsteine sowie zahlreiche Fragmente von den ursprünglich ca. 170 Grabsteine waren) blieb seitens der Stadt eher halbherzig. Einige Fragmente, die sogar von Nachfahren schon identifiziert worden waren, sind seit langem verschwunden, und um Grabsteine, die nicht direkt einer Person zugeordnet werden konnte, hat man sich nicht weiter gekümmert. So ist ein großer Grabstein, auf dem nur noch eine hebräische Inschrift steht, erst im Zuge der aktuellen Neugestaltung des Friedhofs als Grabstein von Emma Lindenberg identifiziert worden.

Schließlich wurden 1972 die 13 Grabsteine in einer Reihe am Rande des alten Bestattungsfeldes aufgestellt. Offensichtlich wollte man mit dieser Aufstellung aber weder an die Bürgerinnen und Bürger der Stadt erinnern, die hier ihre letzte Ruhe gefunden hatten, noch die schändliche Tat der Zerstörung des Friedhofs sichtbar werden lassen. Ich könnte nun an vielen Beispielen zeigen, dass man die Erinnerung „kleinhalten“ wollte, ein Beispiel mag genügen.

Das Grabmal des für Lüneburg so bedeutenden Marcus Heinemann, das der Fotograf Hans Morgner 1967 noch fast vollständig fotografiert hatte, wurde 1970 in vier Teile zerlegt. Die vier Stücke wurden aber nicht zusammen, sondern weit auseinander abgelegt. In der Reihe der aufgestellten Grabsteine blieb von dem ursprünglich fast 3 m hohen Grabmal lediglich

ein kleiner Würfel mit der Inschrift, der im Laufe der Jahre dann im Erdreich mehr oder weniger versank.

Der schon erwähnte Stadtgartenoberinspektor Rößner hatte kurz zuvor die ganze Anlage in einem Brief an Nachfahren als „Gedenkstätte in Rasen“ bezeichnet. Offensichtlich sollte die Friedhofsanlage mehr dem Vergessen als dem Erinnern dienen. Das geschah auch; denn es wuchs so viel auf dem alten Friedhof, dass der große Gedenkstein und die Grabsteine zeitweise nur noch im üppigen Pflanzenwuchs zu erahnen waren, und viele Lüneburger nicht mehr wussten, dass es einen alten jüdischen Friedhof in ihrer Stadt gibt bzw. wo er liegt.

Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Lüneburg hat vor ca. vier Jahren damit begonnen, sich um den vergessenen bzw. vernachlässigten Friedhof zu kümmern. Der Landesverband der jüdischen Gemeinden von Niedersachsen übertrug der Gesellschaft als erstes die Aufgabe, das Taharahaushaus, die Trauerhalle, von 1912 vor dem Verfall zu retten. Dieses von Moritz und Betty Jacobsohn anlässlich des frühen Todes ihres Sohnes Albert gestiftete Gebäude ist das letzte erhaltene jüdische Gemeindegebäude in Lüneburg. Es konnte nach der Restaurierung 2024 dem Landesverband übergeben werden. In enger Abstimmung mit dem Landesverband, namentlich mit Herrn Gideon Riethmüller, vor allem aber mit Herrn Rabbiner Jona Simon wurde überlegt und geplant, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft an diesem besonderen Ort zusammenkommen können.

Es sollte die Würde des Ortes wiederhergestellt werden: Die Namen derer, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, sollten zum bleibenden Gedenken bewahrt werden. An das Schicksal des Friedhofs sollte als Mahnung für die Zukunft durch eine besondere Aufstellung der noch erhaltenen 13 Grabsteine erinnert werden. Schließlich sollte der Bereich, in dem die Behelfsheime gestanden haben und in dem es niemals zuvor Bestattungen gegeben hatte, für künftige Bestattungen reserviert bleiben.

In diesem Bereich sind zwei Bäume in Erinnerung an die vielen Bäume, die vor der Zerstörung hier standen, gepflanzt worden.

Durch diese Maßnahmen soll die Besonderheit des hiesigen jüdischen Friedhofs bleibend sichtbar sein:

Er soll

trotz der gewaltsamen Zerstörung,

trotz der Zweckentfremdung,

trotz der Vernachlässigung über viele Jahre

nicht nur Gedenkstätte sein, sondern wieder ein „Haus des Lebens“ ein *bet ha-chajim*, so eine andere Bezeichnung für den jüdischen Friedhof, werden, insofern der Namen der hier Bestatteten gedacht wird, damit sie selbst dem Vergessen entrissen werden. In dem Bereich, in dem zuvor nicht bestattet worden ist (dort, wo die Behelfsheime standen) sollen

künftig Bestattungen stattfinden können. Das öffnet einen besonderen Blick auf die Zukunft; denn wenn irgendwo eine jüdische Gemeinde gegründet wird, hat sie sich um einen Begräbnisplatz zu kümmern. In Lüneburg war es im 19. Jahrhundert ein langer Weg für die damalige Gemeinde, diesen Friedhof zu bekommen (Dazu werden Sie später von Anneke de Rudder mehr erfahren).

Die Neugestaltung des alten jüdischen Friedhofs stellt uns vor eine nie dagewesene Situation: es gibt wieder einen jüdischen Friedhof, aber – noch! – keine jüdische Gemeinde. Die geänderte Reihenfolge Friedhof – Gemeinde sollten wir in Lüneburg als hoffnungsvolles Zeichen verstehen.



Ruth Verroen

### **Ansprache auf dem jüdischen Friedhof Lüneburg**

Ich lese aus einem Nachruf für meinen Großvater Hermann Jacobsohn, Professor für indogermanische Sprachwissenschaft in Marburg, der in Lüneburg geboren wurde und sich am 27. April 1933 in Marburg nach seiner Entlassung durch die Universität das Leben nahm. Wenige Tage später wurde er – der stets zur Lüneburger jüdischen Gemeinde gehört hatte – auf diesem Friedhof beerdigt, auf dem schon sein Bruder Albert und sein Vater Moritz ruhten. Es war eine außergewöhnliche Beerdigung: Neben dem zuständigen Rabbiner sprachen dort ein Vertreter der Universität Marburg, ein Historiker und ein protestantischer Theologe. Am 20. Mai 1933 veröffentlichte letzterer, Pastor Hermann Ubbelohde aus Nendorf, in der Zeitschrift „Christliche Welt“ einen Nachruf für Hermann Jacobsohn und druckte auch seine Trauerrede für den langjährigen Freund ab. Es folgen einige Auszüge.

„Wir stehen an der Bahre eines Mannes, der unserer von Leidenschaften so aufgewühlten Zeit zum Opfer gefallen ist, weil er ihre Sprache, die so manches wertvolle und heilige Leben vergiftet und vernichtet hat, nicht mehr verstand. Und dieser Zwiespalt mußte ihn, den Heimgegangenen, besonders tief bewegen, weil er ja seiner ganzen Wesensart und seiner vaterländischen und beruflichen Pflicht nach darum gerungen und gekämpft hatte, das Wort, die Sprache in ihren letzten Wurzeln und ihrem letzten Sinngehalt zu erfassen.

Für ihn war das Wort, die Sprache eine Brücke, auf der man sich begegnen, verständigen und finden konnte, für ihn war das Wort ein Bindemittel, das den einzelnen Menschen an den anderen bindet. Die Sprache, das Wort, hatte ihm das Herz seiner Heimat erschlossen, an der er mit ganzer Liebe hing. Hier in seiner Vaterstadt hatte er Freundschaft und Liebe gefunden.

[...] Die Sprache war ihm [...] zu einer Brücke geworden für die großen geschichtlichen Ereignisse und Schicksale unseres Volkes, die ihn reifen ließ für die Verantwortung dem Ganzen gegenüber.

[...] So ist uns sein Wort begegnet im öffentlichen und politischen Leben wie daheim im Hause: suchend, nachgehend, verstehend, helfend und wegweisend. Seine Sprache war die Sprache der Güte, des Dienstes, des Ausgleichs, des gegenseitigen Einfühlens mit dem letzten Ziel: eine Brücke zu werden vom „Ich“ zum „Du“.

[...] Was hat unsere Zeit aus dieser Brücke gemacht, die die Kinder Gottes in allen Völkern miteinander verbinden sollte?! Ist sie noch ein Werkzeug ewigen Erbarmens, verantwortlicher Liebe? Diese pein- und notvolle Frage hat sein Herz zerrissen und seinen frohen, gläubigen Sinn verdunkelt. Freunde, tragen wir nicht alle Mitschuld an seinem Schicksal und Herzeleid, weil wir das Wort Gottes, Seine Sprache in unserem Munde nicht mehr so lauter und rein als die Sprache ewiger, heiligender, läuternder Vergebung und Liebe bekannt haben!

Laßt uns scheiden von diesem treuen Gliede unseres Volkes im Gedenken an ihn mit dem Gelübde, mutiger und tapferer in der Gegenwart Gottes heiliges Wort als ein Wort der Liebe und Versöhnung zu bekennen, damit auch an unserem Leben das alte Prophetenwort gesegnet werde: ‚Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will Ich dich sammeln. [...] Denn es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber Meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund Meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmender.‘ – Amen.“



F24 Museum Lüneburg



## **Festakt Rathaus**

Oberbürgermeisterin Claudia Kalisch „Schuld & Vertrauen“

*Ernest Bloch (1880 – 1959) – „Baal Shem“*

Anneke de Rudder „Die jüdische Gemeinde und ihr Friedhof - 1823 bis 1939“

*Jules Massenet (1842 – 1912) Méditation aus der Oper „Thais“*

Ansprache von Nachfahren, Dr. Becki Cohn-Vargas

*Vittorio Monti (1868 – 1922) Csárdás*

*Violine*

*Markus Menke, Konzertmeister Lüneburger Symphoniker*

*Klavier*

*Dr. Ulf Wellner, Kirchenmusikdirektor des Sprengels Lüneburg*

Oberbürgermeisterin Claudia Kalisch

## **Schuld und Vertrauen**

Sehr geehrte Damen und Herren,

herzlich willkommen nun hier im Fürstensaal unseres Lüneburger Rathauses.

Es ist ein ganz besonderer Moment, heute hier einige Nachfahren der Lüneburger jüdischen Familien Behr, Dublon, Heinemann, Jacobsohn, Levy, Marcus, Philipp, Valentin und Wolfsberg begrüßen zu dürfen.

Danke, dass Sie den teilweise wirklich sehr weiten Weg auf sich genommen haben.

Die Stadt Lüneburg hat sich schuldig gemacht.

Sie hat sich schuldig gemacht von 1933 bis 1945, in der Zeit des bis heute unfassbaren Verbrechens gegen die Menschlichkeit.

Und die Stadt Lüneburg hat sich noch weiter schuldig gemacht – auch in den Jahrzehnten nach der Shoa, nach dem 2. Weltkrieg.

In diesem Rathaus wurden Entscheidungen getroffen - gegen Anstand, gegen Recht und Freiheit.

In diesem Rathaus wurde weggeschaut, verdrängt und verleugnet. Gehasst.

Da gab es zum Beispiel Werner Rößner, ein überzeugter Nationalsozialist. Er war Stadtgarteninspektor von 1938 bis 1945.

Nach seiner Entlassung wurde er 1954 wieder als Beamter der Stadt eingestellt.

Schon Anfang 1943 setzte er sich aktiv für die Zerstörung und Zweckentfremdung des jüdischen Friedhofs ein, dessen Grabsteine nur noch ein „Schutthaufen“ seien - was nicht stimmte.

Diese müssten, wie Rößner seinem damaligen Oberbürgermeister Wilhelm Wetzel auf Anfrage zynisch formulierte „beiseite geräumt werden, da wohl kaum beabsichtigt ist, für die Juden neue Grabsteine zu erstellen. Ich würde hiervon aber der jüdischen Gemeinde nichts mitteilen, sondern den Friedhof zum Preis von 1000,- RM ankaufen und das, was dann damit geschieht, uns überlassen.“

Was dann geschah: Die Stadt ließ einfach alle Grabstätten abreißen, den Friedhof einebnen - ohne das Grundstück zu kaufen.

Und sie ließ den Ort für eine neue Nutzung vorbereiten: Auf dem Gelände wurden 1944 provisorische Wohnungen und Gemüsebeete für bombengeschädigte so genannte "Volksgenossen" und für "Volksdeutsche" aus Osteuropa geschaffen. Der jüdische Friedhof wurde zerstört für Menschen, die als "höherwertig" galten.

Dies ist nur ein ganz kleiner Ausschnitt der lüneburgischen Geschichte. Allein dieser kleine Ausschnitt zeigt uns schon die Art und Weise, mit welcher Missachtung dieser Friedhof behandelt wurde.

Welchen Schmerz das bedeutet, ist für uns kaum vorstellbar.

Denn jüdische Friedhöfe haben eine besondere Bedeutung als „Haus der Ewigkeit“, als Ruhestätte, die niemals aufgelassen oder umgewidmet wird.

Für uns alle sind Friedhöfe generell außergewöhnliche Orte, ganz gleich wie betrauert oder bestattet wird.

Grabsteine wegzuschaffen als Symbole der Verbindung zwischen Lebenden und Toten, ihnen ihre Funktion und Seele zu nehmen – das ist eine Verachtung der Lebenden und der Toten.

Grabstätten und Grabsteine abzureißen: das heißt auch, eine Möglichkeit der Annäherung an frühere Zeiten zu vernichten, eine Sichtbarkeit im öffentlichen Raum zu vernichten.

Es bedeutet das Auslöschen von Erinnerung, von Verbindungen aus der Gegenwart in die Vergangenheit.

Gerade diese Verbindung ist jedoch unermesslich wichtig - für unser Identitätsgefühl, für Seelenfrieden, für ein Verständnis von Zeit, von Geschichte und der daraus wachsenden Verantwortung unseres Handelns für die Zukunft.

Als junges Mädchen habe ich früher regelmäßig meine Urgroßmutter und später meine Großmutter auf dem Friedhof besucht.

Erst an der Hand meiner Oma, später an der meiner Mutter.

Auch heute sind Friedhöfe Treffpunkte. Und es lohnt, auf einen Friedhof zu gehen und interessante Dinge zu entdecken:

Namen, die wir kennen - berühmte Namen, bekannte Namen, Namen von Freunden, Nachbarn oder ehemaligen Lehrern. „Schau mal, das ist doch...“

Es ist immer wieder spannend, das Lebensalter zu errechnen und Zusammenhänge mit dem eigenen Leben zu entdecken.

Denn Friedhöfe erzählen Geschichte. Sie erzählen Geschichten über unser Leben, unsere Stadt, unsere Gesellschaft.

So zum Beispiel auf dem Zentralfriedhof. Da liegen der legendäre CDU-Oberbürgermeister Jens Schreiber und der ebenso legendäre SPD-Politiker Uwe Inselmann links und rechts des Weges nebeneinander. Beide starben 2002. Beide haben die Stadt auf völlig unterschiedliche Weise geprägt.

Um die Ecke trifft man übrigens auf das Grab eines Mannes namens Martin Luther.

Das sind Friedhofs-Geschichten. Das ist Friedhofsleben.

Die Trauer, die Neugier, die Erinnerung, die Begegnung, das Lächeln - all das fehlt, wenn ein Friedhof abgeräumt und zerstört wird.

Doch unsere Schuld ist viel größer. Wir haben mehr als Ihren Friedhof zerstört.

Wir haben die Jüdinnen und Juden vertrieben aus unserer Stadt, Ihre Vorfahren. Wir haben das organisiert. Wir haben sie beraubt, wir haben ihnen ihr Hab und Gut genommen, ihnen ihre Grundstücke und Häuser geraubt.

Mit dieser Zerstörung jüdischen Lebens in Lüneburg haben wir uns schuldig gemacht.

Aktiv schuldig, als Auftraggeber. Aktiv als willige Handlanger.

Und auch passiv - als die, die nicht hin-, sondern weggesehen haben, die ignoriert und geschwiegen haben.

Mir ist eine Formulierung von Axel Smend in Erinnerung geblieben. Er wurde 1944 in der Nähe von Lüneburg als Sohn des ermordeten Widerstandskämpfers Günther Smend geboren. Er ist Ehrenvorsitzender des Kuratoriums "Stiftung 20. Juli 1944".

Axel Smend sprach im vergangenen Jahr bei der Verleihung des Hosenfeld-Szpilman-Preises von der „Schuld der Unschuldigen“.

Er meinte damit genau die, die zugesehen haben mit der Einstellung: "Da kann man nichts machen."

Es ist unmöglich, für diese Zeit des Hasses um Entschuldigung zu bitten. Nichts kann das entschuldigen, nichts kann uns von dieser Schuld befreien.

Daher wähle ich bewusste ein anderes Wort. Es drückt tiefere Reue aus, zielt auf die emotionale Heilung ab und wird genutzt, um die Wiederherstellung einer Beziehung zu bitten.

In diesem Sinne möchte ich als Bürgerin und Oberbürgermeisterin dieser Stadt um Verzeihung bitten - und damit ein Versprechen verbinden:

Wir sind uns unserer Schuld bewusst. Und unserer Verantwortung, dass so etwas nie wieder geschehen darf.

Nie wieder meint uns alle. Nie wieder – das sind wir. Heute.

Die zunehmende und spürbare Verrohung unserer Gesellschaft, unseres Miteinanders ist besorgniserregend! Drei-Wort-Sätze drängen in unsere Kommunikation. Schwarz-weiß-Denken ersetzt immer häufiger das notwendige Abwägen vor einer Meinungsbildung.

Unsagbares wird offen ausgesprochen. Hass auf Fremde und unverhohlener Antisemitismus sind kein Tabu mehr.

Dies heute äußern zu müssen, gerade bei diesem Festakt, erfüllt mich mit Entsetzen und Scham. Doch kann ich nicht anders und muss es tun, gerade hier und heute. Sich die „Schuld der Unschuldigen“ einzugestehen, bedeutet: Wir dürfen nicht wieder wegsehen. Unsere

Schuld und Verantwortung ernst zu nehmen, bedeutet, genau da hinzusehen - zu benennen und auszusprechen, auch wenn es mit Scham und Angst verbunden ist.

Nur dann können wir auch Stopp sagen. Und uns dieser gefährlichen Entwicklung entgegenzustellen.

Eine entscheidende Aufgabe von Verwaltung und Politik ist, dafür zu sorgen, dass unsere Stadt lebenswert bleibt. Denn wir haben ein offenes Herz und sind eine offene Stadt. „Herzlich willkommen“ heißt: von Herzen willkommen.

Dass Sie als Nachfahren der jüdischen Lüneburger zu uns gekommen sind, das ist ein Zeichen des Vertrauens und erfüllt uns mit großer Dankbarkeit.

Und so ist heute ein besonderer Tag der Erinnerungs-Kultur.

Mit der Neugestaltung des Jüdischen Friedhofes wird eine wichtige Voraussetzung für jüdisches Leben zurück in unserer Stadt ermöglicht. An diesem Ort können wieder Menschen von ihren Familien bestattet, können Erinnerungen wachgehalten und Geschichte erzählt werden.

Lassen sich mich abschließend etwas vorlesen, minimal gekürzt.

„Zu Beginn der NS-Zeit 1933 wurden in Lüneburg 114 Jüdinnen und Juden gezählt, 1937 waren es nur noch 38. (...) In Schule und Beruf zunehmend isoliert und geächtet, ausgestoßen aus der NS-„Volksgemeinschaft“, hatten sie hier keine Zukunft mehr. Sie zogen in größere Städte oder emigrierten. „Arisierungen“ sorgten dafür, dass es im Herbst 1938 nur noch zwei jüdische Geschäftseigentümer in Lüneburg gab. Während des Novemberpogroms 1938 wurden ihre Geschäfte zerstört, alle noch in Lüneburg lebenden Jüdinnen und Juden wurden belästigt, ihre Wohnungen angegriffen und zum Teil zerstört.

Die jüdischen Männer wurden festgenommen und ins KZ Sachsenhausen verschleppt. In den Jahren danach konnten noch mehrere Familien unter großem Druck emigrieren, aber einige, vor allem ältere Menschen, schafften es nicht mehr.

1941 begannen die Deportationen „in den Osten“. Die letzten jüdischen Lüneburgerinnen und Lüneburger wurden fast alle ermordet oder starben unter katastrophalen Bedingungen in Lagern. Am Ende des Krieges gab es kein jüdisches Leben in Lüneburg mehr.“

Dieser Text ist von der unendlich wertvollen Internetseite „Jüdisches Leben in Lüneburg.“

Ich bin zutiefst dankbar, dass die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, die Geschichtswerkstatt und das Museum Lüneburg diese Internetseite geschaffen haben!

Für Recherche und Texte ist unter anderen Anneke de Rudder verantwortlich. Sie wird gleich über die jüdische Gemeinde und ihren Friedhof von 1823 bis 1939 sprechen

Denn eines dürfen wir niemals: Vergessen.

Anneke de Rudder

## **Die jüdische Gemeinde und ihr Friedhof, 1823-1939**

Meine Damen und Herren, liebe Nachfahren!

Wir haben heute schon viel gehört und gelernt über den Lüneburger jüdischen Friedhof, und jetzt kommt hier von mir noch etwas mehr dazu. Ich gehe zurück in die Anfangszeit des Friedhofs, ins frühe 19. Jahrhundert, und sogar noch ein Stück davor.

Als Beginn der Lüneburger jüdischen Gemeinde der Neuzeit gilt das Jahr 1680, als der hannoversche Kaufmann Jacob Behrens vom Herzog das Recht bekam, sich in Lüneburg niederzulassen – als sogenannter „Schutzjude“. Damit war ein Status gemeint, den deutsche Landesherren ausgewählten jüdischen Händlern etwa vom 14. bis ins 19. Jahrhundert gewährten. Sie bezweckten damit zweierlei: Die Ansiedlung jüdischer Familien zu begrenzen und zu steuern – und von den Einnahmen jüdischer Händler zu profitieren.

Für jüdische Kaufleute war das Schutzjudentum damals die einzige Möglichkeit, sich legal an einem Ort niederzulassen, eine wirtschaftliche Existenz aufzubauen und eine Familie zu gründen. Dafür mussten sie hohe Schutzgelder zahlen und sich strengen Regeln unterwerfen, die ihren Alltag stark einschränkten.

Bis 1680 hatten die Lüneburger – seit sie 1350 in einem Pest-Pogrom alle Juden in der Stadt umgebracht oder vertrieben hatten – es jahrhundertlang erfolgreich zu verhindern gewusst, dass wieder Juden in ihre Stadt kamen. Nun änderte sich die Situation.

Im Folgenden konnten sich einzelne weitere Schutzjuden mit ihren Familien in Lüneburg niederlassen, stets gegen den massiven Widerstand des Lüneburger Magistrats, der Konkurrenz befürchtete und den wenigen jüdischen Händlern durchgehend das Leben schwer machte. So bestand die kleine jüdische Gemeinde denn auch lange nur aus zwei bis fünf Familien, inklusive Hausangestellten waren das 10 bis 40 Personen. Zur Erinnerung: Lüneburg hatte damals etwa 10.000 Einwohner.

Einen Friedhof hatten die jüdischen Lüneburger allerdings nicht in ihrer Stadt. Ihre Toten mussten sie an anderen Orten begraben. Lange kam hier nur Harburg in Frage – gut 40 Kilometer entfernt, damals fast eine Tagesreise.

1755 baten die Lüneburger Juden den Magistrat deswegen zum ersten Mal, ihnen die Anlegung eines „Begräbnisackers“ zu gestatten. Sie verwiesen auf die Beschwerlichkeit des langen Weges nach Harburg und auch darauf, dass inzwischen überall im Land jüdische Friedhöfe existierten (dies bezog sich auf die kurz zuvor erfolgten Friedhofsgründungen in Winsen und Bleckede).

Die Reaktion des Rats der Stadt fiel gemischt aus: Während der Senat bereit war, der Bitte stattzugeben, sperrten sich die Vertreter der Bürgerschaft dagegen. Schon die jetzt ansässigen Schutzjuden, so behaupteten sie, überschritten „aus einem ihnen angeborenen Triebe zum Wucher“ alle ihnen gesetzten Schranken, gingen unerlaubterweise auf dem

Lande hausieren und schwächten hierdurch den ohnehin darniederliegenden städtischen Handel. Ein eigener Friedhof würde „noch mehr Juden anlocken“ und diesen zerstörerischen Effekt verstärken. Das Gesuch wurde also abgelehnt.

Ein zweiter Anlauf 1776 schien zunächst erfolgversprechend; der Syndikus des Senats suchte sogar schon nach möglichen Friedhofsstandorten. Er bemerkte, die frühere Ablehnung sei ja vor allem „einem singularen Haß gegen die Juden und deren Handlung“ geschuldet gewesen, jetzt aber sei man die Juden „schon besser gewohnt“. Am Ende setzten sich indes auch 1776 wieder die jüdenfeindlichen Kräfte in der Bürgerschaft durch: Kein Friedhof für die Lüneburger Juden.

Erst 1823 gab es dann einen dritten, endlich erfolgreichen Anlauf. Inzwischen war die Welt durch die napoleonischen Kriege einmal kräftig durchgerüttelt worden. In Lüneburg, von 1806 bis 1813 unter französischer Besatzung, war die Bevölkerung ausgebeutet und unterdrückt worden. 1813 war man sogar mehrmals mitten ins Kriegsgeschehen geraten.

Zugleich waren in der Franzosenzeit viele althergebrachte Strukturen aufgebrochen und erneuert worden. Mit Zuzugsgrenzen, ständischen Strukturen und Handelsbeschränkungen war es vorbei. Davon hatten vor allem jene profitiert, denen vorher viele Rechte und Möglichkeiten verwehrt worden waren, nicht zuletzt die Juden.

Bevor diese tiefgreifenden Veränderungen jedoch ernsthaft in Gang kommen konnten, war die Franzosenzeit schon wieder zu Ende. Und das bedeutete im 1814 neugegründeten Königreich Hannover (wie auch in vielen anderen deutschen Territorien): Alles auf Anfang. Alte Regeln wurden wieder in Kraft gesetzt, alte Gesetze, alte Strukturen und Hierarchien. Es ging wieder los mit den Schutzgeldzahlungen, den Beschränkungen und der Verhinderungstaktik der der Stadt.

Die meisten jüdischen Händler - und übrigens auch Händlerinnen - die in der Franzosenzeit neu zugezogen waren, mussten Lüneburg 1814 wieder verlassen. Die einzigen, die sich als neue Schutzjuden etablieren konnten, waren die Brüder Simon und Alexander Heinemann aus Bleckede, später dann noch Philipp Behrens aus Dannenberg. Mit ihnen kam frischer Wind in die Gemeinde, vielleicht auch ein etwas größeres Selbstbewusstsein im Verhältnis zur Stadt, das Gefühl, dass man trotz der Restauration in einer anderen, moderneren Zeit lebte, in der vielleicht doch Änderungen möglich sein könnten.

Und so bemühten sich die Lüneburger Juden 1823 erneut um einen eigenen Friedhof. Dieses Mal ging es ganz schnell: Auf die erste Eingabe der Judengemeinde im März folgte schon im Mai die Unterzeichnung des Pachtvertrages über die „Anlegung eines Begräbnisplatzes“ an der Tatterschanze, heute Am Neuen Felde. Der Ort, von dem wir gerade kommen.

Was waren die Gründe für den Erfolg dieses dritten Anlaufs? Einzelne jüdische Bankiers und Händler hatten sich vermutlich in den jüngsten unruhigen Zeiten in der Stadtgesellschaft unentbehrlich gemacht; die Erfahrung der Fremdherrschaft hatte die Einwohner vielleicht über Religionsgrenzen hinweg näher zusammenrücken lassen – und, anders als 1755 und

1776 hatten die Schutzjuden dieses Mal schon im Voraus ein Grundstück ausgesucht und mit den Eigentümern alles geklärt.

So gab es denn ab Ende 1823 endlich einen jüdischen Friedhof in der Stadt. Das erste Begräbnis – passenderweise das des Lehrers der jüdischen Gemeinde, Selig Leser – fand allerdings erst 1827 statt. In den 1830er Jahren wissen wir bisher nur von drei Begräbnissen, in den 1840ern sind es dann schon sieben.

Erst mit der Judenemanzipation im Königreich Hannover ab 1842, mit dem Ende des Schutzjuden-Systems und der vielen diskriminierenden Einschränkungen, wuchs die jüdische Gemeinde. Jetzt hatten die Juden endlich Möglichkeit, Bürger zu werden und aktiv am gesellschaftlichen Leben der Mehrheitsgesellschaft teilzuhaben.

Mit der Gemeinde wuchs auch der Friedhof. 1885 kaufte die Synagogengemeinde das kleine Friedhofsgelände, das sie bis dahin nur gepachtet hatte, und vergrößerte es durch Zukauf weiterer Parzellen. 1922 erwarb man in Erwartung eines weiteren Anwachsens der Gemeinde noch einmal ein Stück Land dazu – das aber aus sattsam bekannten Gründen nicht mehr mit Gräbern belegt wurde. In den 1940ern kam dann das gewaltsame Ende des Friedhofs.

Ich möchte nun noch ein paar Schlaglichter auf einzelne Begräbnisse und Lebensgeschichten werfen.

Im April 1875 wurde der kleine David Levy in Lüneburg begraben, nur einen Tag nach seiner Geburt. Als Todesursache ist in der Sterbeliste der Synagogengemeinde angegeben: Allgemeine Lebensschwäche. Ich habe ihn hier ausgesucht, weil heute Nachfahren seines Bruders Paul Levy hier sind, der ein Jahr nach David zur Welt kam. David Levy steht stellvertretend für die vielen Kinder, die auf diesem Friedhof über die Jahrzehnte beerdigt wurden.

Es ist herzzerreißend, heute die Einträge zu ihren Toden zu lesen: Sie starben an Krämpfen, an Diphtherie, an Masern, Stickhusten und Typhus, an Wundkrampf und Gehirnentzündung. Es gab Familien, die in kürzester Zeit nacheinander mehrere Kinder verloren, es gab Familien, in denen Mutter und Kind kurz nach der Geburt starben. Nur in wenigen Fällen wissen wir, was diese Tode für die Hinterbliebenen bedeuteten, und für die Trauergemeinde auf dem Friedhof. Auch diese Geschichten von frühen Toden sind durch das Zerstören des Friedhofs nicht mehr greifbar, erscheinen nur noch auf Papier.

Im April 1882 wurde der 80-jährige Kaufmann Magnus Marcus senior – von dessen zahlreichen Nachfahren heute einige hier sind – in Lüneburg zu Grabe getragen, zwei Jahre nach seiner Frau Friederike. Er gehörte zu einer Gruppe von jüdischen Lüneburgern, die ab den 1860ern in die Stadt kamen und hier sesshaft wurden, nachdem sie zuvor als „Handelsmann“ über Land gefahren und oft den Wohnort gewechselt hatten.

Magnus Marcus kam 1870 aus Walsrode nach Lüneburg. Innerhalb von wenigen Jahren stiegen er und seine erwachsenen Kinder hier von Trödlern zu respektablen Kaufleuten mit

eigenen Schuh- und Textilgeschäften auf. Mehrere von ihnen heirateten in die Familie Behr ein – von der ebenfalls Nachfahren hier sind – und begründeten so eine veritable Schuhhändler-Dynastie, die bis zur Zerschlagung in der NS-Zeit überall in Norddeutschland bedeutende Geschäfte führte.

Im November 1883 starb Henriette Heinemann geb. Lindenberg – von der heute viele Nachfahren anwesend sind - kurz nach der Geburt ihres 17. Kindes Henry. Sie war 47 Jahre alt. Für ihren Mann Marcus Heinemann und die Kinder brach eine Welt zusammen. Eine der Töchter, die in den kommenden Jahren mehr und mehr Verantwortung für die Familie übernahmen, war Emilie Heinemann.

1936, kurz vor ihrem eigenen Tod, als letzte noch im Haus der Familie in der Großen Bäckerstraße wohnend, schrieb sie Erinnerungen an ihrer Eltern auf. Vor dem Hintergrund ihrer eigenen deprimierenden Lage erinnerte sie sich an Tröstliches: „Als unsere Mutter schwer krank lag, das Schlafzimmer lag nach der Straße, am 12. November 1883, war gerade eine große Lutherfeier. Da ließ der Oberbürgermeister den Festzug mit Musik anders leiten, damit die im Sterben Liegende nicht gestört werde. Das war ‚Menschlichkeit und Gemeinsinn‘. Ein Bürger für den andern.“ Und dann schloss Emilie, mit Blick auf die die NS-Judenverfolgung: „Gut, daß diese Zeit den Eltern erspart blieb. Gott schütze uns! Arme Juden.“

Kurz nach 1900 ging auf dem Friedhof eine Ära zu Ende. Nach und nach wurden hier die Männer beerdigt, die die letzten Jahrzehnte der Gemeinde geprägt hatten – und von denen allen heute Nachfahren hier sind: 1901 der Bankier Sally Heinemann, 1902 sein Bruder, ebenfalls Bankier, Salomon Heinemann, 1903 der Kaufmann Ahron Behr und der Bankier Jacob Valentin, 1908 dann Bankier und Kaufmann Marcus Heinemann, damals der älteste Mensch in Lüneburg.

Sie alle starben in einem für die damalige Zeit relativ hohem Alter, zwischen 75 und fast 90, und sie alle waren noch als Söhne von Schutzjuden in den 1810er und 1820er Jahren geboren worden. Vermutlich wurden sie in ihrem Leben immer wieder mit Diskriminierung und Judenhass konfrontiert. Zugleich erlebten sie aber auch einen kontinuierlichen Aufstieg und eine wachsende Akzeptanz und Zunahme von Rechten über die Jahrzehnte hinweg, auf jeden Fall ab 1842. Diese Männer, und auch ihre Ehefrauen, prägten ihre Gemeinde, und sie prägten ihre Stadt, in der sie sich auf vielfältige Weise engagierten. Dabei spielte es keine Rolle, ob sie wie die Heinemann-Brüder schon hier geboren waren oder erst später kamen – wie Jacob Valentin 1872 aus Sarstedt, um hier mit seinem Schwager Moritz Jacobsohn gemeinsam eine Bank zu leiten und Ahron Behr 1885 aus Scharmbeck, um hier seinen Söhnen beim Aufbau von Textil- und Schuhgeschäften zu helfen.

Als sie starben, war die Lüneburger jüdische Gemeinde so groß wie nie zuvor (180 Mitglieder) – und so groß wie nie danach. Ich stelle mir große Trauergemeinden vor, vielleicht auch große Trauerzüge aus der Stadt hinaus auf den Friedhof.

Die wenigen erhaltenen Grabsteine mit ihren poetischen Inschriften zum Leben dieser Männer – vielleicht sind sie Ihnen heute Vormittag aufgefallen - lassen ahnen, was für ein Schatz es wäre, alle Steine des Friedhofs noch sehen und lesen zu können.

Im September 1911 starb Theodor Philipp in Harburg und wurde in Lüneburg auf dem Friedhof beerdigt, neben seiner 1902 gestorbenen Frau Rosa. Viele seiner Nachfahren sind heute hier – und haben vorhin mit uns auf dem Friedhof gestanden, auf dem ihr Vorfahr viele, viele Trauerrede gehalten hat.

Moritz Jacobsohn, der zu jener Zeit Vorsteher der Synagogengemeinde war, verfasste in der Sterbeliste einen kurzen Nachruf auf den verehrten Lehrer: "Theodor Philipp war, nachdem er April 1908 in den Ruhestand getreten, nach Harburg an der Elbe gezogen, um bei seiner dort verheirateten Tochter zu wohnen. In unserer Gemeinde hatte er fast 44 Jahre, seit Juli 1865, als Lehrer und Prediger segensreich gewirkt und hatte auch die Liebe und Hochachtung aller, die ihn kannten, erworben. Sein Hinscheiden wurde allgemein betrauert. Er wurde am Mittwoch, den 6. September 1911 hier bestattet, nachdem zuvor in der Synagoge unter großer Beteiligung eine erhebende Trauerfeier [...] stattgefunden."

Theodor Philipps Grabstein ist leider nicht erhalten – aber zum Glück gibt es ein Foto davon, dass seine Ur-Urenkelinnen 2018 mit nach Lüneburg brachten und das jetzt auf der Website zu jüdischem Leben in Lüneburg zu sehen ist. Vermutlich hat die Familie Philipp es 1936 aufgenommen, kurz vor ihrer erzwungenen Emigration nach Palästina, um die Gräber wenigstens bildlich mitzunehmen. Und so hat es Jahrzehnte später dabei geholfen, uns den Lüneburger jüdischen Friedhof – von dem leider bisher nur wenige Bilder überliefert sind – etwas besser vorstellen zu können.

1912 war ein wichtiges Jahr für den Friedhof: Betty und Moritz Jacobsohn stifteten eine Trauerhalle im Gedenken an ihren Sohn Albert Jacobsohn, der als junger Mann an einem Gehirntumor gestorben und hier bestattet worden war.

Ebenfalls im April 1912, nur zwei Wochen nach Albert Jacobsohn, wurde Grete Lengel begraben, die noch keine zwei Jahre alt war. Grete war das achte und letzte Kind des Lüneburger Kaufmanns Hirsch Lengel und seiner Frau Bertha.

Auch dies steht für eine wichtige Entwicklung in der Gemeinde: Zum ersten Mal wurde mit der kleinen Grete ein Mitglied aus einer jüdischen Familie beerdigt, die aus Osteuropa nach Lüneburg eingewandert war. Oft kamen diese Familien – wie die Lengels – aus dem polnischen Galizien, das bis 1918 zu Österreich-Ungarn gehörte und in dem der Alltag der jüdischen Bevölkerung vielfach von materiellem Elend und Gewalterfahrungen geprägt war.

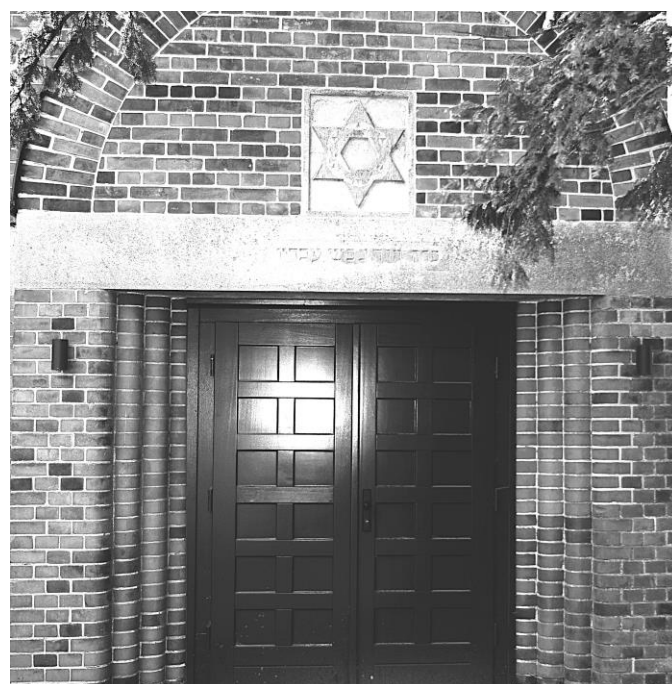
Die sogenannten „Ostjuden“ hatten es nicht leicht in Deutschland, auch Lüneburg war da keine Ausnahme. Die bereits etablierten jüdischen Familien blickten oft herab auf die Einwanderer, man blieb weitgehend für sich. Nur wenige Gemeindemitglieder wie Emma Lindenberg oder Moritz Jacobsohn bemühten sich, mit den „Neuen“ in einen respektvollen und freundschaftlichen Kontakt zu kommen.

Im September 1939 fand die letzte jüdische Beerdigung in Lüneburg statt, die der 84-jährigen Witwe Betty Dublon, Frau des Viehhändlers Bermann Dublon. Auch sie stand für eine ganze Ära: Beim letzten Gottesdienst in der Lüneburger Synagoge im Oktober 1938, kurz vor dem erzwungenen Abrisse, war sie die einzige, die auch schon die Einweihung der Synagoge 1894 erlebt hatte. – Umso schöner, dass auch die Familie Dublon hier heute vertreten ist.

Betty Dublons Beerdigung im September 1939, kurz nach Beginn des Zweiten Weltkrieges, 111 Jahre nach der ersten Bestattung auf diesem Friedhof, war ein trauriger Abschluss einer langen Geschichte. Auf Betty Dublon folgten viele, viele Tote, denen es nicht vergönnt war, in ihrer Stadt zu sterben und hier beerdigt zu werden. Als ein Beispiel nenne ich nur die in Auschwitz ermordeten Söhne des Tierarztes Willy Wolfsberg, von dem heute auch eine Nachfahrin hier ist. In Lüneburg machte die Zerstörung des Friedhofs die Erinnerung an die hier Beerdigten für viele Jahrzehnte unmöglich.

Zum Abschluss möchte ich aus einem Brief zitieren, den Hanna Naumann geb. Jacobsohn, eine Enkelin Moritz Jacobsohns, 1984 an Manfred Göske schrieb, der viele Jahre lang intensiv die Geschichte der jüdischen Lüneburger erforschte. Er hatte Hanna Naumann nach Lüneburg eingeladen, auch um den jüdischen Friedhof zu sehen. Sie antwortete: „Nach Lüneburg zu kommen kann ich mich schwer entschließen, nachdem nun auch das Großeltern-Haus nicht mehr da ist und nicht der Friedhof, auf den wir jeden Sonnabend Vormittag mit unserem geliebten Großvater gingen, und er uns dann erzählte von den Gestorbenen, die da begraben wurden.“

Ich hoffe sehr, dass mit diesem Tag eine Zeit beginnt, in der das wieder möglich sein wird: Über den Lüneburger jüdischen Friedhof zu gehen und zu erzählen von den Gestorbenen, die da begraben wurden.



Dr. Becki Cohn-Vargas

## **Wiedereröffnung des jüdischen Friedhofs in Lüneburg**

Ich freue mich sehr, hier zu sein: um viele Nachfahren der jüdischen Familien aus Lüneburg zu treffen, um mit Dankbarkeit die Verbindung zu den Lüneburgern wieder aufzunehmen, die ich bereits kennengelernt habe, und noch mehr von Ihnen kennenzulernen. Ich weiß, dass meine Geschichte der vieler anderer Nachfahren hier ähnelt, und ich hoffe, während dieses Besuchs mehr über all ihre Familien zu erfahren. Dankbar bin ich auch der Gesellschaft für christlich-jüdische Beziehungen und dem Landesverband der jüdischen Gemeinden von Niedersachsen für die sorgfältige Arbeit und den enormen Einsatz bei der Wiederherstellung des jüdischen Friedhofs, sowie der Stadt Lüneburg für die Gastfreundschaft.

Als erstes möchte ich Ihnen etwas über meine Verbindung zu Lüneburg erzählen.

Im Jahr 2014 erhielt ich eine E-Mail von Anneke de Rudder, in der sie mich fragte, ob ich die Urenkelin von Robert Heinemann sei. In der E-Mail stand, dass das Museum Lüneburg Gegenstände besitze, die aus dem Nachlass der Familie von Marcus Heinemann gestohlen worden waren. Ich schrieb sofort zurück, dass ich die Richtige sei – und diese E-Mail war der Beginn meiner besonderen Beziehung zu Anneke de Rudder, zum Museum und zu dieser Stadt, die ich lieben gelernt habe und die so viel in sich trägt: das Leben, das einst war, den Verlust und nun das Bemühen, die Erinnerung wachzuhalten.

Damals hatte ich keine Ahnung, dass eine einzige E-Mail mich eines Tages hierherführen würde – zu diesem Friedhof, zu dieser Versammlung und zu Ihnen und Euch allen. Was als Frage nach der Vergangenheit begann, wurde zum Tor zu einer lebendigen Familiengeschichte, die dann trotz allem doch nicht verloren gegangen war.

Aber meine Geschichte reicht eigentlich noch weiter zurück.

In den 1970er Jahren, als ich auf dem College war, besuchte ich meine Großmutter, Else Heinemann Rhee, in Los Angeles. Sie war über 90 Jahre alt und erzählte mir von ihrem Großvater, meinem Uurgroßvater Marcus Heinemann, der mit seiner Frau Henriette 17 Kinder hatte. Ich habe noch immer das Blatt Papier, auf das ich alle ihre Namen gekritzelt habe, zusammen mit ein oder zwei Sätzen über jeden einzelnen.

Damals kannte ich nur sehr wenige Verwandte meiner Eltern, die beide als Jugendliche vor dem Holocaust geflohen waren. Die Namen, die von meiner Großmutter kamen, waren damals einfach nur Namen auf einem Blatt Papier. Ich hätte mir nicht vorstellen können, dass ich eines Tages ihre Nachkommen treffen, ihre Geschichten hören und hier stehen würde, umgeben von Ihnen und Euch allen.

Ich wurde weniger als zehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg in Kalifornien geboren. Meine Mutter stammte aus Dortmund, mein Vater aus Berlin. Er war als Flüchtling in Shanghai aufgewachsen, wo er in eleganten Restaurants das Kochen gelernt hatte, um zu überleben. Später eröffneten die beiden ein kleines Restaurant in Carmel in Kalifornien, und

als ich fünf war, zogen wir nach New York City, damit mein Vater eine Ausbildung zum jüdischen Kantor absolvieren konnte.

In New York kümmerten sich die Schwestern meiner Großmutter, Lotte und Gertrud, häufig um uns Kinder - beide waren sie Töchter vom Lüneburger Anwalt Robert Heinemann, dem ältesten der 17 Kinder von Marcus Heinemann. Wenn sich die Familie in New York traf, kam oft auch ihre Cousine Grete Lindenberg dazu, die wie sie in Lüneburg geboren und aufgewachsen war. Im Laufe der Jahre brachte mich meine Großmutter mit einigen anderen Heinemann-Nachkommen in Guatemala, Frankreich, der Schweiz und England in Kontakt.

Mein Mann – den einige von Euch 2015 kennengelernt haben, der aber leider nicht hier sein kann – ist Nicaraguaner, und zusammen haben wir drei erwachsene Kinder und zwei Enkelkinder, die eine bunte Mischung aus jüdischem, katholischem, muslimischem, iranischem, nicaraguanischem, salvadorianischem und philippinischem Hintergrund widerspiegeln.

Ich habe als Lehrerin und Schulleiterin gearbeitet und schreibe nun Bücher, geleitet von der Idee des „Tikkun Olam“ – der Heilung der Welt. Meine jüdische Identität stand in meinem Leben schon immer im Mittelpunkt. In meiner Arbeit als Pädagogin konzentriere ich mich darauf, „identitätssichere“ Klassenzimmer zu schaffen, in denen jeder Schüler dazugehört und sich in seiner authentischen Identität sicher fühlt.

Seit kurzem schreibe ich auch an einem Buch über Marcus Heinemann und seine Nachkommen. Ich hatte das Privileg, einige von Euch dafür interviewen zu dürfen.

Mal sehen, welche Nachfahren heute hier sind. Bitte hebt die Hand:

Wie viele von euch wurden als Kinder von Eltern geboren, die aus Deutschland geflohen sind?

Hebt nun die Hand, wenn ihr aus einem dieser Länder kommt: England, Holland, Israel, den Vereinigten Staaten, Guatemala, Frankreich, Ghana oder anderen Teilen Deutschlands. (Falls ich ein Land vergessen habe, sagt bitte Bescheid.)

Jede dieser erhobenen Hände steht für eine Geschichte.

Und zusammen bilden diese Geschichten etwas Größeres: Sie erzählen, wie Angehörige der früher hier lebenden jüdischen Familien, die heute über die ganze Welt verstreut sind, doch irgendwie den Weg zueinander und zurück nach Lüneburg gefunden haben.

Nachdem ich in den letzten Monaten mit vielen von Euch gesprochen und mehr über unsere Familiengeschichte erfahren hatte, habe ich einige wichtige Themen erkannt, die uns alle beschäftigen:

Zum einen erinnern wir uns an das ungeheure Leid und den Verlust, den unsere Familien erdulden mussten – durch Selbstmord, Deportation, Gaskammern und Euthanasie. Und bei denjenigen, die überlebten, gab es Trauer, Wut, ein Gefühl des Verrats, Scham, Demütigung

und die schmerzhaft Erfahrung, in einem neuen Land von vorne anfangen zu müssen. Einige von uns tragen die Spuren eines generationenübergreifenden Traumas.

Zugleich gab es auch außergewöhnlichen Mut seitens der Nachkommen.

So wurde beispielsweise Heinz Otto Heinemann auf Sumatra geboren, wo sein Vater Henry, der jüngste von Marcus Heinemanns siebzehn Kindern, als Tropenarzt tätig war. Heinz studierte dann ebenfalls Medizin, in Holland, und schloss sich im Zweiten Weltkrieg dem niederländischen Widerstand an. Er wurde gefangen genommen. Aber während seines Gefangenentransports nutzte er eine mit Morphin gefüllte Spritze, die er versteckt hatte, griff damit einen seiner Bewacher an und konnte mit einigen anderen Gefangenen fliehen.

Adolph Jacobsohn, Sohn des in Lüneburg geborenen Hermann Jacobsohn, wurde als Teenager nach England zur Schule geschickt, als es für Juden in Deutschland immer weiter bergab ging. Im Zweiten Weltkrieg arbeitete er für die britische Auslandsspionage und änderte seinen Namen in Alan Jackson. Einer seiner Enkel ist hier anwesend. Jackson half den Briten dabei, die geheime Kommunikation der des NS-Regimes im Zweiten Weltkrieg zu entschlüsseln. Wären die Nazis ihm auf die Spur gekommen, wäre er hingerichtet worden.

Es gibt auch viele Geschichten von Menschen, die sich in der NS-Zeit und danach gegenseitig halfen – Familien, die sich gegenseitig unterstützten, und viele Deutsche, darunter auch Nichtjuden, die große Risiken auf sich nahmen, um zu helfen. Wahrscheinlich wäre ohne sie keiner von uns hier: ohne den Mut derer, die Widerstand leisteten, die Unbeirrbarkeit derer, die immer wieder neu angingen, und die Menschlichkeit derer, die sich entschieden, zu helfen, als es darauf ankam.

Meine eigene Mutter wurde gerettet, als eine Quäkerfamilie, die Familie Clark, sie und ihre Eltern in ihrem Haus in England aufnahm. Sie und ihrer Eltern hatten aus Dortmund fliehen mussten, weil ihr Haus in der Pogromnacht 1938, auch bekannt als Kristallnacht, angegriffen worden war.

Die Germanistin Anna Jacobson, in Lüneburg geboren und großgeworden, zog Anfang der 1920er Jahre nach New York. Während der NS-Zeit half sie ihrer Mutter Clara Jacobson, einem der siebzehn Kinder von Marcus, und unzähligen anderen Familienmitgliedern dabei, Visa für die USA zu erhalten - manchmal sogar, bevor sie darum baten. Oft nahm Anna Jacobson sie sogar zunächst bei sich zu Hause auf.

Dann ist da noch die Geschichte von den Schwierigkeiten, neu anzufangen.

Die jüdischen Lüneburger und ihre Nachkommen, die die NS-Zeit überlebten, mussten ihr Leben neu aufbauen – oft aus dem Nichts. Einige erholten sich nie von diesen Strapazen und Frustrationen. Die meisten von ihnen trugen allerdings später auf vielfältige Weise zum gesellschaftlichen Leben bei – als Ärzte und Krankenschwestern, Tischler, Lehrer, Wissenschaftler, Ladenbesitzer und vieles mehr. Mein Großonkel Fritz, ein Philosoph, der viel publizierte, prägte den Begriff „Existentialismus“. Helmuth Jacobsohn, dessen Sohn und Enkel hier sind, war Ägyptologe. Dr. Ruth March, eine Krebsforscherin, die ich 2015 hier

kennengelernt habe, hatte eine Mutter, die mit dem Kindertransport nach England geschickt wurde. Dr. March entwickelte ein Krebsmedikament, das mir, wie ich glaube, das Leben gerettet hat.

Jeder Beitrag aus allen Bereichen des Lebens zählt. Hätte Hitler seinen Willen durchgesetzt, wäre keiner von uns hier – aber wir sind hier.

Und es gab auch eine tiefe Liebe zur deutschen Kultur, die nicht ausgelöscht wurde. Meine Großtante Anna Jacobson, die ich bereits erwähnt habe, war Professorin für Germanistik am Hunter College in New York. Während des Zweiten Weltkriegs kritisierten ihre Kollegen sie dafür, dass sie weiter deutsche Literatur unterrichtete – Deutsch, so behaupteten sie, sei die Sprache Hitlers. Aber Anna Jacobson bestand darauf, damit weiterzumachen und Hitler nicht das letzte Wort zu überlassen. Auch meine Mutter wurde Deutschlehrerin – sie wurde sogar einmal zur Deutschlehrerin des Jahres in den gesamten Vereinigten Staaten gewählt. Und im Laufe der Zeit kam es auch bei ihr zu Versöhnung und Heilung, zu einer Wiederannäherung an viele Deutsche.

Mein Ur-Urgroßvater Marcus Heinemann, der 1908 in Lüneburg starb, hätte sich niemals vorstellen können, was aus seiner Familie und seinem Land werden würde.

Er lebte in einer Zeit, in der sich für Juden neue Möglichkeiten eröffneten, und war ein angesehener Bürger von Lüneburg, als Bankier, als einer der Gründer des Museums und als führende Persönlichkeit in der jüdischen Gemeinde. In Lüneburg ist eine Straße nach ihm benannt, weil er Wohnungen für Arbeiter baute. Er und seine Frau Henriette hatten 17 gemeinsame Kinder, bevor sie kurz nach der Geburt ihres jüngsten Kindes starb – ein Verlust, der die ganze Familie tief traf.

Einige Details seines Lebens kennen wir aus den Memoiren seiner Töchter – wie er in aller Herrgottsfrühe aufstand und mit seinen Kindern Kaffee trank. Er war ein begeisterter Schachspieler und Reiter, und er liebte seine Frau von ganzem Herzen. Es gibt sogar ein Foto von ihm, nicht lange nach dem Tod seiner Frau, auf dem er von seinen Kindern umgeben ist, darunter auch das kleine Baby Henry. Und traurigerweise steht ein Porträt seiner Frau neben ihm.

Sie können sich übrigens über Marcus Heinemann und viele andere Mitglieder der jüdischen Gemeinde auf der Website „Jüdisches Leben in Lüneburg“ informieren, einer neuen Initiative zur Bewahrung der Erinnerung an jüdische Lüneburger.

Heute sind viele Mitglieder von Marcus' Familie hier auf diesem Friedhof begraben, inmitten so vieler anderer jüdischer Lüneburger. Das, was hier fast zerstört wurde, lebt bis heute in gewisser Weise durch uns weiter.

Lassen Sie uns nun einen Moment innehalten und an diejenigen denken, die nicht hier begraben werden konnten, an diejenigen, die während des Holocausts ermordet wurden oder an Hunger und Krankheiten in den Lagern ums Leben kamen.

Nun möchte ich meine Dankbarkeit für die Menschen hier in Lüneburg zum Ausdruck bringen.

Im Jahr 2015 arbeitete ich mit Anneke de Rudder zusammen, um mehr als 40 Nachkommen der Familie Heinemann zusammenzubringen. Sie reisten aus aller Welt an, nachdem das Museum Lüneburg wegen der Rückgabe von NS-Raubgut mit ihnen Kontakt aufgenommen hatte. Gemeinsam mit allen anderen Nachkommen, von denen ich die meisten noch nie zuvor getroffen hatte, beschlossen wir, die restituierten Gegenstände als Leihgabe im Museum zu belassen, zunächst auf zehn Jahre – sie sollten hier in Lüneburg bleiben, für alle zugänglich, und uns miteinander und mit diesem Ort verbunden halten. Ein bedeutender Moment für mich war damals, dass führende Persönlichkeiten der Stadt und andere Menschen sich bei unseren Familien entschuldigten. Und ehe wir uns versahen, waren zehn Jahre vergangen. Gerade erst im letzten Jahr haben wir die Leihgabe um weitere zehn Jahre verlängert. Ganz bewusst wollen wir damit die Verbindung nach Lüneburg und die persönlichen Beziehungen aufrechterhalten, während neue Generationen heranwachsen.

Das Treffen 2015 war allerdings nicht das erste Mal, dass die Stadt auf uns als Nachfahren von jüdischen Lüneburgern zukam. Meine Mutter wurde schon 1995 zur Shalom-Woche eingeladen – eine außergewöhnliche Initiative der Bürger von Lüneburg, um die Vergangenheit anzuerkennen und Beziehungen zu ehemaligen Lüneburgern und ihren Kindern aufzubauen. Ist heute noch jemand von damals hier?

Und dabei blieb es nicht. Im Laufe der Jahre gab es viele Veranstaltungen zu Ehren von Angehörigen jüdischer Familien aus Lüneburg. Dazu gehörte 2018 die Einweihung der neuen Synagogen-Gedenkstätte. Und es gab und gibt viele andere fortlaufende Bemühungen, zu gedenken, aufzuklären und Verbindungen zu knüpfen.

Ich würde gerne wissen: Wie viele von Ihnen haben schon einmal an einer dieser Veranstaltungen teilgenommen?

Und wie viele von Ihnen sind zum ersten Mal hier in Lüneburg?

Ich freue mich besonders, dass sich eine neue Generation engagiert, denn die Jüngeren sind es, die diese Geschichten eines Tages weitergeben werden. Einige haben sogar inzwischen einen deutschen Pass erhalten.

Ich möchte auch der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Geschichtswerkstatt danken, die zusammen mit der Stadt und anderen eine Schlüsselrolle bei der Organisation vieler Veranstaltungen gespielt haben. Ich habe mich sehr gefreut, in den letzten Jahren von den Bemühungen zur Wiederbelebung des Friedhofs zu hören: diese Bemühungen haben uns alle hierhergebracht, um diesen besonderen Moment zu erleben. Ich habe gehört, dass sich viele Menschen vor Ort engagiert haben, um dazu beizutragen – sogar eine junge Schülerin hat ihr Taschengeld gespendet, um dies zu ermöglichen.

Ich möchte auch Anneke de Rudder würdigen, deren Engagement so vieles davon möglich gemacht hat. Viele von Euch und Ihnen haben dazu beigetragen, dass sie 2024 den

Obermayer-Preis erhalten konnte, mit dem in Deutschland Menschen geehrt werden, die sich für die Bewahrung der jüdischen Geschichte und die Förderung von Verständnis und Versöhnung einsetzen.

Ich möchte weiterhin Hans-Jürgen Brennecke danken, der durch seine jahrelange hartnäckige Aktivität das Museum dazu bewegt hat, die aus dem Nachlass von Marcus Heinemann gestohlenen Gegenstände zurückzugeben. Und ich danke der Stadt und dem Museum dafür, dass sie 2014 deswegen auf uns zugekommen sind.

So wie sich die Welt im 20. Jahrhundert auf eine Weise verändert hat, die Marcus Heinemann sich niemals hätte vorstellen können, leben auch wir heute in unsicheren Zeiten. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebten viele von uns Jahrzehnte des Fortschritts, eine Bewegung hin zu mehr Inklusion und sozialer Gerechtigkeit. Heute sehen wir jedoch in vielen Teilen der Welt auch das Zunehmen von Hass, von gesellschaftlicher Spaltung und autoritären Regierungsformen.

Deshalb ist das Gedenken wichtig.

Es liegt nun an uns.

Wir sind hier, weil andere durchgehalten haben,

weil andere geholfen haben,

und weil andere sich für die Hoffnung entschieden haben statt für die Angst.

Die Frage, die wir weitertragen, lautet: Was werden wir mit diesem Erbe tun?

Es liegt an uns, diese Geschichten weiterzutragen – das Werk von „Tikkun Olam“ fortzusetzen: die Welt zu heilen, Gemeinschaften zu schaffen, in denen Menschen das Gefühl haben dazuzugehören, und uns gegen Hass zu wehren, wo immer er uns auch entgegentritt.

Herzlichen Dank an die Stadt Lüneburg, an die Gesellschaft für christlich-jüdische Beziehungen und den Verband der jüdischen Gemeinden von Niedersachsen, die sich für die Wiederherstellung dieses Friedhofs eingesetzt haben, und an jeden einzelnen von Ihnen – dafür, dass Sie hier sind und dass Sie Teil dieser lebendigen Geschichte sind.



In Kürze werden besondere Seiten zum jüdischen Friedhof freigeschaltet, die über den nebenstehenden QR-Code zu erreichen sind.